

252

Unterhaltungsblatt der Vorwärts Zeitung

4 Fev. 1932

I

Europäische Betrachtungen?

André Gides Zeitkritik

André Gide wieder zur Hand. Die allumfassende Krise, die materielle wie der geistige, wird also von dem schöpferischen Geiste Frankreichs betrachtet werden, jenem unbedrängten „Führer“, dem wir hier, seit Jahren, den Weg zur deutschen Leidenschaft bereiten halfen. Heute — die Dynamik des Ruhmes ist sonderbar — hat André Gide das Ohr des deutschen Lesers; er gilt. Von ihm, dessen dialektische Kraft wir bewundern lernten, erwarten wir ein lautes Wort zur Aufhellung unserer Situation. Wie sieht er die Krisis? Wo steht er, wohin leitet er uns? Weich er den Ausweg aus der gefährdeten Situation, in der wir Europäer leben? Verlegt er das Gewicht der Fragen ins Aktuell-Politische, ins Soziale, ins Religiöse? Bezieht er unsere spezifischen Schwierigkeiten? Was weiß Gide von diesem Europa und was sagt er uns? Das Jahr, in dem wir leben, zwingt uns diese Fragen auf; der Titel des ersten deutsch erschienenen Essay-Bandes von André Gide: „Europäische Betrachtungen“ (in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart) verspricht ihre Beantwortung.

Die Enttäuschung nach der Lektüre wächst zur Vermutung, wenn wir im Nachwort von Ernst Robert Curtius erfahren, diese Auswahl aus vier Essaybänden sei vom Autor selbst getroffen worden. Wir sind nicht engstirnig; wir fordern nicht vom Dichter der „Falschmünzer“ eine Auseinandersetzung mit aktuellen politischen Problemen. Gerade in unserer Jugend ist das Verlangen nach Büchern mit ideologischem Gehalt, nach wegweisenden, richtunggebenden Werken lebendig. Wir räumen dem Dichter André Gide das Recht ein, das Goethe in der Wirtnis des Jahres 1815 für sich in Anspruch nahm, das Recht der Abkehr von den Tagesfragen: „Wer in der Weltgeschichte lebt, dem Augenblick sollt' er sich richten?“ Aber wir erwarten, daß er „in seinem lebendigen Kreise“ wirklich „das Leben zu gewinnen“ weiß. Das Leben — nicht weniger als das — soll Gegenstand einer kritischen Auseinandersetzung sein; die Philosophie hat sich gewendet und ist bemüht, den Standort des Menschen zu präzisieren, die Wirklichkeit neu zu fundieren. André Gide erschöpft seine hohe — und immer wieder zu bewundernde — Kraft an Gegenständen, die vorzuziehen wichtig waren. Er untersucht Stendhals „Armance“ und meditiert über die Impotenz, als ob der „Rationalismus“ für die Betrachtung der europäischen Situation von Bedeutung wäre. Stendhal schrieb seine „Armance“ im Mailand des Risorgimento, in einer beneidenswert glücklichen Zeit, für die es wichtig war, zu entdecken, daß gerade der Impotente der intensiven Liebe fähig sei; André Gide, auf Stendhals Spuren, bleibt aber seinem gewohnten Thema selbst gegenüber noch zeitfremd; die Ergebnisse der Psychoanalyse und der modernen Physiologie sind für ihn noch nicht vorhanden; er spricht von „der“ Liebe und „dem“ Genuß, wie man es aus den vorpsychologischen Schriften kennt, die nicht Untersuchungen waren, sondern Blaubeerien „de amore“. Es ist erstaunlich, daß dieser große Geist, wenn er nicht gehalten, sondern kritisch betrachten will, darauf verfällt, auf altmodische, fast möchte ich sagen: auf primitive Art zu formulieren und zu verallgemeinern. Immer erscheint mir die mutige Reizung eines Autors, apodiktisch festzustellen, verdächtig: In einem der Beiträge, „Französische Erde“ — der übrigens an landschaftlicher Schilderung Prachtvolles enthält —, spricht sich Gide über „den französischen Genius aus: er sei weder ganz Ackerland, noch ganz Wald, noch ganz Schatten, noch ganz Licht, sondern formt aus diesen verschiedenen Grundstoffen ein harmonisch geordnetes Gleichgewicht“. Das gibt es also noch, dieses banale Heroisieren nach Art eines durchschnittlichen lokalpatriotischen Journalisten! Und das gibt es bei Gide!

Erschreckend ist das! Tief erschreckend, weil Gide wie kein anderer Deutschland studiert hat, weil er goethischen Geistes inne ist, und in einer klugen Einleitung den Satz formt: „Der wahrhaft europäische Geist stellt sich der isolierenden Eitelkeit des Nationalismus entgegen“; freilich gibt er auch diesem Bekenntnis sofort die Einschränkung, ebenso sehr stelle er sich „jener Entpersönlichung entgegen, die der Internationalismus herbeiführen möchte“. Ich habe einen solchen Internationalismus niemals kennengelernt; er muß von früher sein. Die Eingründung der Persönlichkeit in seinen nationalen Boden sei bewilligt; aber im Urteilen muß der Geist sich entbinden, frei schauend erkennen. Gide, um deutschen Geist und um die Gegenwartsliteratur ernsthaft bemüht, hat nicht den archimedischen Punkt gefunden, von dem aus er das Gegebene und Beschaffene rein betrachten kann. Er versucht Gerhart Hauptmann gerecht zu werden, und sagt von den „Webern“: „Wie geschickt ist dieses grobe und simple Stück.“ Und: „Wie weit ist jedes Kunstwerk von diesem Stück entfernt!“ Wiederum frage ich, sollen wir den Dru bewundern, der solche apodiktischen Sätze diktiert? Die Hauptfrage sei, meint Gide, daß das Stück den Bürger Angst macht. Und er ironisiert billig das Interesse des Zuhörers, der gut gegessen habe, am Hungereleiden auf der Bühne. — Wenn Gide so urteilt, so wunderl uns nicht mehr, welchen Mißverständnissen unsere „barbarische“ Literatur in Frankreich ausgeliefert ist.

Freilich gibt es in diesem Bande wieder glänzende Seiten. Wenn Gide die Schleier vom Geheimnis des Schöpfungsprozesses reißt, wenn er von der Persönlichkeit des Romanciers schlechtthin spricht, wenn er das Verhältnis von Kunst und Natur behandelt, bringt er neue und gewichtige Gedanken, die ergänzen, was uns das „Tagebuch der Falschmünzer“ offenbarte.

In diesen „Europäischen Betrachtungen“ steht ein Wort, das wichtig ist: Gide bekennt, daß ihn „in einem Buch nichts interessiert außer der Offenbarung einer neuen Haltung vor dem Leben“. Wir haben hier oft bekennt, daß es die neue Haltung vor dem Leben ist, die uns Ehrfurcht vor André Gide eingibt. Wir müssen das wiederholen, denn gerade diese schlecht getroffene Auswahl aus seinen Schriften macht es uns schwer, hinter den engherzigen, paradoxen und aufdringlich selbstbewußten Redensarten die eigentliche, die wahre Haltung dieses Dichters zu entdecken.

So wenig, wie Ernst Robert Curtius mit dieser Edition dem Dichter einen Dienst erwiesen hat, so wenig hat er als Übersetzer ihm sprachlich gebient. In dem Satz: „Was er zerstört, darauf kommt ihnen wenig an“ (S. 15) ging das Subjekt verloren; und ein Satz: „aber wo, wenn nicht in der Seele des Dichters, soll man die Entschuldigun und das Diktat einer so treuen Melodie finden?“ bleibt mir unverständlich. Wenn Herr Curtius vollends eine Frage „Können Sie Helatwist sein?“ beantworten läßt mit „Oui doch!“, (S. 44), so kann ich zu diesem Deutsch nur sagen: Fi donc!

Otto Zarek.